

© Neue Zürcher Zeitung; 18.02.2005; Nummer 41

Spektrum Deutschland

55. Internationale Filmfestspiele Berlin

Ein genauer Blick aus grösserer Distanz

Der Nationalsozialismus im Fokus einer jüngeren Filmgeneration

Schwartz C.

Von Claudia Schwartz

(...)

«Dies ist die Geschichte meines Vaters, eines Kriegsverbrechers», heisst es zu Beginn von «2 oder 3 Dinge, die ich von ihm weiss» von Malte Ludin. Es ist die Geschichte einer Familie, deren Ehemann und Vater, Hanns Elard Ludin, unter anderem wegen «massgeblicher Beteiligung an der Vernichtung der slowakischen Juden» 1947 in der Tschechoslowakei hingerichtet wurde. Und es ist die Geschichte einer Lebenslüge: Die NS-Vergangenheit des Vaters ist in der Familie tabu; die Ehefrau und Mutter konstituiert – in einer für die damalige Zeit durchaus gängigen Verdrängungsstrategie – gegenüber den sechs Kindern und zahlreichen Enkeln die historische Legende vom edlen Nazi: Generationenübergreifend setzt sich das Bild durch, der Vater und Opa sei gefallen und im Übrigen «eher ein Widerstandskämpfer» gewesen, wie ein Enkel bemerkt.

Vergangenheitsverschwiegenheit

Erst nach dem Tod der Mutter beschliesst der jüngste Sohn, der 1942 geborene Malte Ludin, der NS-Vergangenheit des Vaters in einem Film auf den Grund zu gehen: Hanns Elard Ludin (1905–1947) stieg mit Hitler auf, trat 1931 in die SA ein, überlebte den Röhms-Putsch, gehörte bald zur obersten SA-Führungsriege und war ab 1941 Leiter der deutschen Gesandtschaft in der slowakischen Hauptstadt Pressburg (Bratislava), wo er als Bevollmächtigter des Grossdeutschen Reiches die Interessen Berlins vertrat: Unter anderem war er verantwortlich für die Deportation der slowakischen Juden.

«2 oder 3 Dinge, die ich von ihm weiss» resümiert zwar die historischen Fakten. Mehr noch geht es in der Dokumentation jedoch um jene Tiefenschichten des familiären Gedächtnisses, wo sich im Widerspruch zu jeder Aktenlage eine Scheinrealität etabliert, jene nach Nietzsche «biologische Nützlichkeit des Irrtums». Die älteste, verstorbene Schwester war die Einzige in der Familie, die das Dilemma zwischen der Liebe zum Vater und der Erkenntnis von dessen historischer Schuld an sich heranliess und letztlich daran zerbrach. Die anderen verharren noch sechzig Jahre nach Kriegsende in stiller Übereinkunft in jener «Unfähigkeit zu trauern», die Margarete und Alexander Mitscherlich 1967 der Nachkriegsgesellschaft in der Verdrängung der NS-Zeit attestierten. – Der Filmemacher klammert den eigenen inneren Konflikt nicht aus: Seine Hoffnung, vielleicht doch noch «etwas Entlastendes» zu finden, zerschlägt sich im Laufe seiner Recherchen.

Ludin ist ein persönliches Wagnis eingegangen mit diesem Film, indem er als Täterkind mit dem Verschweigen der Schuld seines Vaters bricht und damit die Verantwortung trägt, die mit dem Namen Ludin verbunden ist. Das Ergebnis ist eines der brisantesten zeitgeschichtlichen Porträts über den Umgang der Deutschen mit dem Nationalsozialismus, die in den letzten Jahren in die Kinos gekommen sind. Hier richtet einer den Blick unerbittlich auf einen in manchen Teilen der Gesellschaft hartnäckig betriebenen NS-Relativierungs-Diskurs, den man nach Goldhagen-, Walser-Bubis- und Mahnmal-Debatte eigentlich überwunden glaubte.

Die Verantwortung der Enkel

Selbst den schriftlichen Beweis, dass der Vater von der Hinrichtung jüdischer Frauen und Kinder Kenntnis haben musste, wischt eine Schwester Ludins irgendwann mit einer Handbewegung beiseite. Ob sich der kleine Bruder hier etwa als «Rächer der Entrechteten» aufspielen wolle, wo halt einfach Krieg war, «und im Krieg wird eben geschossen, Maltechen». Ludins Film ist eine Reise in die Vergangenheit mit ungewissem Ausgang für alle Beteiligten. Sie macht deutlich, dass historische Wahrhaftigkeit und die Loyalität gegenüber der Familie nicht in Einklang zu bringen sind. Mit dem Fortgang des Films schieben sich die Bilder und Worte, die emotionalen Widerstände zunehmend zwischen den Filmemacher und seine Schwestern. Es erfolgt eine Distanzierung, die Ludin kaum gewollt hat, die er aber auch nicht mehr aufhalten kann. Welche persönlichen Verheerungen dieser Film unter den Betroffenen hervorrufen mag, lässt sich nur erahnen.

«Ich wünschte, er wäre nicht da gewesen und hätte eine andere Laufbahn eingeschlagen», sagt Hanns Ludins jüngste Tochter Andrea. Es ist das einzige indirekte Zugeständnis an die Wahrheit, das Ludin von seinen drei Schwestern im Laufe des Films bekommt. Die dritte Generation hingegen bringt unumwunden die Schizophrenie einer Familie auf den Punkt, die im Versuch, den Nazi-Vorfahren zu entlasten, diesem ja gar «keinen Gefallen tut», weil der Nationalsozialismus schliesslich sein Leben gewesen sei, wie ein Enkel von Hanns Ludin einmal konstatiert.

Dieser Film gibt ein aktuelles Zeitbild ab, weil er drei Generationen einer Familie und ihren unterschiedlichen Umgang mit der deutschen Vergangenheit beleuchtet. Er wirkt wie eine Momentaufnahme des Verschwindens überkommener Erinnerungsformen sechzig Jahre nach Kriegsende. Demnächst wird das Gedächtnis an den Holocaust ohne die Überlebenden auf Seiten der Täter wie der Opfer auskommen müssen. Derzeit beginnt die dritte Generation, den Konstruktionen von Erinnerung der Eltern und Grosseltern ihre eigene entgegenzustellen. Für die jüngsten Nachkommen der Täter ist das Nachdenken über den Nationalsozialismus keine Frage der kriminellen oder moralischen Schuld mehr, sondern eher eine Frage der Stellungnahme, eine Frage des Bekenntnisses zu politischer Verantwortung.

(...)